

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 61 (1956-1957)
Heft: 5

Artikel: Gotthelf als Erzieher
Autor: Marti, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316608>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gotthelf als Erzieher

Von Paul Marti

Herrn Seminardirektor Dr. Willy Schohaus zu seinem 60. Geburtstag
am 2. Januar 1957 als Freundschaftsgruß aus dem Kanton Bern

Die Beschränkung auf das Thema «Gotthelf als Erzieher» ist darum nicht leicht, weil Gotthelf als Politiker Erzieher ist, weil beim Theologen Gotthelf das Erzieherische eine große Rolle spielt, weil er als Schriftsteller immer auch Pädagoge sein will. Auch das Biographische mit den kulturgeschichtlichen Hintergründen will im Auge behalten sein. In jedem Teilgebiet ist der ganze Mann gegenwärtig.

Vielleicht verstärkt sich im Laufe der Ausführungen noch der Eindruck: Gotthelfs Individualität wirkte sich auch auf dem Gebiete der Erziehung kraftvoll und unverkennbar persönlich aus, sowohl in dem, was er erstrebte, als auch in dem, was er am Gang der Erziehung in seiner Zeit leidenschaftlich bekämpft hat.

Wir begegnen darum gerade hier dem oft sehr unbequemen Nonkonformisten Gotthelf und stehen gelegentlich unter dem Eindruck, er stelle Forderungen, die auch für die heutige pädagogische Lage beunruhigend sind.

I.

Erinnern wir zunächst an seine Arbeit als Schulmann und an seine Stellung innerhalb der bernischen Schulpolitik im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts.

Für ihn ist die *Schule ein Teilgebiet*, auf dem Erziehung möglich ist. Gewiß ein wichtiges Teilgebiet, aber nicht das grundlegende und entscheidende. Grundlegend bleibt für ihn, wie für Pestalozzi, das Haus, *die Familie*. Und weiter: Das Feld, auf dem Erziehung zu geschehen hat, ist *überall*, und die Zeit, in welcher der Mensch erzogen wird oder erzogen werden kann, ist sein ganzes Leben. Der große Erzieher ist für Gotthelf Gott; alle menschlichen Erzieher haben sich nach den Erziehungsabsichten und Erziehungsmöglichkeiten Gottes zu richten, wenn ihre Bemühungen gesegnet sein sollen.

Darum gesteht Gotthelf der *Schule keinen Selbstzweck* zu. Mit steigender Schärfe wendet er sich gegen alles, was wir heute Verschulung nennen. Die Schule hat zu dienen, und zwar dem Menschen, dem Kinde.

Die Schule ist ein Mittel, allerdings gewiß ein wichtiges Erziehungsmittel, das ergänzend und helfend eingreift, wo nach der Schöpfungsordnung die Eltern, die Familie, der Lehrmeister, jegliche Gemeinschaft, in die der Jugendliche eintreten wird, ihre natürlichen erzieherischen Aufgaben leisten sollen.

So sagt denn Gotthelf im berühmten «Wort zur Pestalozzi-Feier» von 1846, unter all den großen und zumeist hohlen und verlogenen Worten, die zu Ehren des großen Erziehers gefallen seien, sei eines gewesen, das schlicht und einfach eine schwere Wahrheit ausgedrückt habe; nämlich:

«Pestalozzi habe das Haus als die natürliche und eigentümliche Schule angesehen, in welcher das Kind erzogen und gebildet werden solle, deswegen er auch das Buch für die Mütter geschrieben habe . . . Die Volksschule habe er angesehen als Gehilfin des Hauses, weil in gar vielen Häusern Kräfte und Zeit nicht auslangten, das Kind vernünftig zu entwickeln und das durch die Zeit Geforderte ihm beizubringen.»

Aber bissig bemerkt er nun, diese einfache Erinnerung sei vollkommen unbeachtet geblieben, und das sei das Traurige am Pestalozzi-Jubiläum gewesen. Denn eben darin bestehe der ganze Schaden der Zeit, daß man weit eher im Kaffeehaus, in der Kneipe und allen möglichen Vergnügungs- und Zerstreuungsstätten die wahren Volkserzieher sehe

und suche; und wenn man nun hundert Jahre nach des großen Erziehers Geburt sich seiner erinnern wollte, so hätte man eigentlich «*einen pädagogischen Buß- und Betttag begehen sollen zum Bekenntnis einer großen Abweichung*». Diese Abweichung sieht Gotthelf in der «Emanzipation», d. h. in der Selbstvergötzung der Schule.

Natürlich habe man beim Worte Emanzipation zunächst an das Freiwerden der Schule von den Pfarrern, von der Kirche gedacht. Dabei anerkennt Gotthelf, daß die Kirche dazu oft berechtigten Anlaß bot, und zwar immer dann, wenn sie sich zum Selbstzweck machte und vergaß, daß sie Menschen dienen sollte. So sei auch Pestalozzi gezwungen gewesen, für die Mutter und das Kind gegen die Kirche seiner Tage aufzutreten; aber in der Folgezeit habe man sein menschliches Anliegen, eben das Kind, aus dem Auge verloren. So sei der Streit gegen die Kirche glaubenslos weitergeführt worden, und zwar bloß, damit man sich selber an ihre Stelle setze; und die Schule habe nun ihrerseits am Kinde eine wahrhaft «himmelschreiende Notzucht» ausgeübt. — Dieser unerhörte Vorwurf Gotthelf gegen die Schule wird aufgeweitet und verdeutlicht: «Die Schule bemächtigt sich des Kindes, sucht es innerlich und äußerlich vom Hause loszureißen»; aber das führe nun zu nichts Festem, sondern bloß — wie von der Kirche — auch vom Hause weg bis eines Tages auch das von ihr Aufgeklebte in Fetzen davonfahre und das entronnene Kind kaltblütig dahin gehe, wo es wolle. Diese Ziel- und Haltlosigkeit sei aber die größte Menschheitsgefahr.

Mit aller ihm möglichen Schärfe wendet sich Gotthelf gegen den Versuch, die Schule — statt zu einer Gehilfin des Hauses und zu einer Miterzieherin für das tätige Leben in der Gemeinschaft — zu einer *Stütze für ein staatliches System* oder gar einer *Partei* zu machen. Da fällt denn auch der heftige Vorwurf, es sei schon so weit gekommen, daß die Schule nicht mehr nur «der blinde Esel des Radikalismus, sondern manchenorts bereits des Kommunismus» geworden sei.

Als er diese erbarmungslose Anklage schrieb, war Bitzios bereits seines Amtes als Schulkommissär entsetzt; er hatte damals seine offizielle Rolle als Schulmann im Kanton Bern schon ausgespielt.

Was leistete er denn vorher praktisch? Wie kam es zum Zerwürfnis mit der offiziellen Pädagogik seiner Tage?

Seine Zeit begründete die Volksschule in ihrer heutigen Form. Gotthelf stand zunächst freudig in den vordersten Reihen derer, die dieses Werk an die Hand nahmen.

Als Vikar sah er noch den alten *Pestalozzi* in Langenthal; und er war ein jüngerer Zeitgenosse des großen *Philipp Emanuel von Fellenberg*, der lange der einzige Organisator des bernischen Schulwesens zu sein schien. Die drei waren verschieden in den Anlagen, den Temperamenten, im Charakter. — Doch scheint es richtig, nicht allein auf die Gegensätze hinzuweisen, die gelegentlich zu peinlichen öffentlichen Auseinandersetzungen führten; über dem Trennenden, das weithin in Verschiedenheiten der Anlage begründet war, darf man nach hundert Jahren doch daran erinnern, daß sie sich um dasselbe Werk mühten und durch Hingabe an dieselben Ziele mehr Gemeinsames besaßen, als sie zeitweise meinten.

Allen dreien war es *mehr um Erziehung* zu tun als um Schulung. Wenn sie selber die Schule zu fördern suchten, so taten sie es doch darum, weil die Schule ihnen als Organ für die umfassendere Erziehung zum Menschentum dienlich schien. Allen aber leuchtete *Menschlichkeit*, so wie jeder sie erfaßte, als das erstrebenswerte und für die Einzelnen wie für die Gemeinschaft rettende Ziel voraus.

Die drei waren ursprünglich bedrängt von der großen Zeitnot, die sich in der Revolution und in den Napoleonischen Kriegen auf eine entsetzliche Weise offenbart hatte. Pestalozzi und Fellenberg hatten die *Katastrophe des Unterganges* einer ständisch aufgebauten Gesellschaft vorausgesehen und versucht, wenigstens in unserm Vaterland Reformen anzubahnen und dem Chaos eines Zusammenbruchs zuvorzukommen. Eine schrittweise Entwicklung sollte in eine bessere Zeit hinüberführen.

Gotthelfs Jugend aber fiel nun in die Katastrophe hinein, und für ihn, wie schließlich auch für die beiden andern, handelte es sich um einen Neubau über der Verwüstung.

Die Not zeigte sich in einer für uns kaum vorstellbaren *Armut*, die von einer grausigen seelischen *Verrohung* großer Volksteile begleitet war. Gewiß litt man schon früher darunter, und schwer wäre es schon damals zu entscheiden gewesen, welches von beiden immer das Ursächliche gewesen ist. Aber das Niederfallen der bisherigen Ordnungsschranken, der Zusammenbruch eines alten, festen Gefüges ständischer Schichtung ließ die Gefahren erst gegen das Jahr 1800 hin akut werden. Nur kurze Zeit hielt die Napoleonische Diktatur die Anarchie darnieder, und nach deren Sturz suchte man sich zunächst müde hinter der Fassade der alten Ordnung zu bergen. Doch die Nöte waren nicht beseitigt; die Armut konnte vielleicht zum Teil übersehen werden; die Probleme ließen sich aufschieben; aber sie wuchsen dabei um so bedrohlicher an.

Seltsamerweise setzte gerade in dieser Zeit ein *unaufhaltsamer Zuwachs der Bevölkerung* ein. Zugleich wirkten sich technische Fortschritte — so die Einführung der Dampfmaschine und die Entstehung von fabrikmäßigen Großbetrieben — aus im *Niedergang der Heimarbeit*. Die Arbeiter besaßen *keinen gesetzlichen Schutz*; Kinder- und Frauenarbeit in den aufkommenden Industrieorten führten zu förmlichem Raubbau an der Bevölkerung. Zwar lassen sich die schweizerischen Verhältnisse nicht vergleichen mit den Unmenschlichkeiten, die in England, am Rhein, in den Grubenbezirken Belgiens, Schlesiens, Frankreichs alltäglich waren; aber sie waren schlimm genug.

Pestalozzi hatte im Aargau und im Zürichbiet, ein Escher von der Linth um Weesen herum, Gotthelf bei den Taunern im Oberaargau und im Emmenschachen Ausschnitte einer Weltnot vor Augen; sie gehörten zu den Einsichtigen, welche die heimische Not in großem Zusammenhange sahen.

Gotthelf nun kam frühe im bewußten Gefolge Pestalozzis zu der Überzeugung, daß diesen Schäden und dieser Verwahrlosung *nur durch Erziehung* zu begegnen sei. Dabei brauchte er nicht die Stufen der Erkenntnis Pestalozzis zu durchlaufen, der nach schwärmerischer Begeisterung für die Ideale der Menschlichkeit den Sturz in die grausame Wirklichkeit erfahren hatte und eine Zeitlang meinte, sich begnügen zu müssen mit einer bloßen «Ordnung des Kotes»; von solcher Resignation aus aber drang er durch zu seiner Methode, welche wiederum die höchsten Ziele der Humanität, einer religiösen Menschlichkeit verfolgte. Für Gotthelf war Pestalozzi von Anfang an der große Liebende, der sein Leben zur Rettung des Proletariats eingesetzt hatte.

Wir wissen heute — seit Guggisbergs Fellenberg-Biographie — besser, wie weit Fellenberg bei seiner Organisation der Erziehung das Bedürfnis empfand, den Geist Pestalozzis seinen Aufbauplänen dienstbar zu machen. Aber weil Gotthelf die gewaltigen äußern Mittel Fellenbergs nicht zur Verfügung standen, war er von vornherein davor bewahrt, das Heil und die Erziehung organisieren zu wollen. Immerhin stand er schon früh unter dem Eindruck des großen Erziehungsexperiments Fellenbergs. Es beeinflusste ja auch solche, die den Gründer von Hofwil persönlich ablehnten und an seiner Auffassung vom Menschen und von den menschlichen Ordnungen manches auszusetzen hatten.

Aber das *Entscheidende*, was Pestalozzi wie Gotthelf in zeitweisen Gegensatz zu Fellenberg brachte, war das tiefere Gewicht, das sie auf das *Wesen des Menschen* legten, und daß sie doch wohl noch deutlicher als Fellenberg das *ewige Problem der Menschwerdung* erfaßten. Man ist bei Gotthelf, so wenig wie bei Pestalozzi, nie im Zweifel darüber, daß sie hinter den Symptomen der Armut die von Verwahrlosung bedrohte Menschenseele im Auge haben und darum aufs Ganze der Erziehung ausgehen. Wie eigenständig auch Gotthelf dasteht, so ist er hier echter Pestalozzianer.

Dabei sieht auch Gotthelf im *Aufbau der Volksschule* einen neu einzuschlagenden Weg, der dieses große Ziel zu erreichen behilflich sein kann. Gewiß macht er als Student und als junger Vikar zunächst den Eindruck, als ob sein Interesse für Schulfragen ein wenig sein «Steckenpferd» gewesen sei, wie er es einmal — sich selber ironisierend — ausdrückt. Er besitzt einen leidenschaftlichen Eifer zu lehren, und er zeigt dazu eine

natürliche Begabung. Doch beobachten wir schon beim Studenten ein Interesse am Kinde selber; er besitzt Liebe zu den «verflucht wilden Burschen», er freut sich ihrer Lebendigkeit, auch wenn sie lärmten.

Über die Gegebenheiten und natürlichen Voraussetzungen stolpert schon der Vikar Bitzios kaum jemals, weil er wie ein «Hans Guckindieluft» ein bloßer unpraktischer Theoretiker wäre. Das unterscheidet den als Landbuben aufgewachsenen Sproß der regimentsfähigen Bernburgerfamilie vom «reinen Toren» aus der Stadt Zürich. Schon frühe weiß er z. B.: Wenn die Schule etwas leisten soll, muß man den Stand der Schulmeister zunächst auch wirtschaftlich heben, und man muß geeignete Schulhäuser bauen.

Wer den «Schulmeister» gelesen hat, vergißt nie jene drollige Szene bei der Grebt in Gytwil, da der Statthalter über den Tisch den «dicken Mannen» erzählt, der Pfarrer habe ihm gesagt, es sei ihm leid, daß er seinen Bauern nicht zumuten könne, ein Schulhaus zu bauen, wie die Lättikofer täten; da schlägt nun der in seinem Selbstgefühl getroffene



Ammann auf den Tisch, und gleich wird beschlossen, dem Pfarrer zu zeigen, daß sie nicht ärmer seien als die Lättknuble. — Wir wissen heute, daß Gotthelf bei dieser grotesken Szene an eine Predigt dachte, die er als 24jähriger (1821) in Utzenstorf gehalten hatte. Diese Predigt ist ein grausames Stück, voll beißender Ironie über die plötzlich dem Verlumpen nahe Gemeinde, in der noch vor kurzem von Partikularen die stolzesten Häuser gebaut wurden, deren Jungmannschaft auf Märkten und in Pinten mit den Fünflibern um sich geworfen, deren Bürger Geld genug zum Führen törichter Prozesse gehabt hätten — aber jetzt seien sie alle miteinander so arm wie «die Länder» geworden, die Bettler aus der Innerschweiz. In dieser wie auch in einer anderthalb Jahre später gehaltenen Predigt wird im übrigen ausgeführt, daß Kinder doch der größte Schatz der Häuser seien. Darum solle man sich für die Schule das Geld nicht reuen lassen:

«Sie soll (ja) die Eigenschaften des Kindes entwickeln, notwendige Kenntnisse beibringen und endlich dieselben zu Christen ziehen helfen.»

So geht schon der junge Bitzios von der Tatsache der *Entwicklungsfähigkeit des Kindes* aus. Die Schule soll Fähigkeiten entwickeln, die im Kinde angelegt sind, nachdenken lernen, das Gedächtnis stärken, seinen Verstand bilden. — Es ist gewiß immer

auch für Gotthelf wichtig gewesen, daß Kenntnisse vermittelt werden. Namentlich der junge Bitzios fordert von der Schule, daß sie Dummheit, Unwissenheit, Eigensinn und Leichtgläubigkeit zu bekämpfen habe; so erzieht man Männer, die nicht jedem Wind zum Opfer fallen. Aber je länger, desto mehr warnt er vor der Gefahr, die ein bloß *äußerlich* angenommenes Wissen mit sich bringt, das entweder tot oder unverdaut bleibt oder dann einen verheerenden Wissensdünkel züchtet und eine Scheinbildung vortäuscht, die *wahre Bildung verunmöglicht*.

In seinen frühesten Predigten wird als das Entscheidende Erziehung in der «*christlichen Religion*» gefordert. Die Schule soll der Unterweisung Vorarbeit leisten, daß das Kind seine Pflichten gegen Gott und Menschen erkennen lerne, ihren Grund und ihren Nutzen; so bildet die Schule gute Nachbarn und Bürger und glückliche Erben des Reiches Gottes. Bitzios nimmt durchaus das Schlagwort der Zeit auf, daß die Schule «Bildung» zu vermitteln habe; aber gebildet soll der *Mensch* werden; und das ist etwas anderes, als ihn vollstopfen mit unnützem, unverständlichem und mißverständlichem Wissen. Den «Nutzen», den die Schule schaffen kann, sieht er darin, «die Jugend verständig, gesittet und christlich zu machen».

Nun steht in jeder Gotthelf-Biographie zu lesen, wie eifrig sich der Vikar Bitzios für die Schulen in Utzenstorf, Herzogenbuchsee und Bern einsetzte, wie er durch einen Schulstreit zugunsten eines armen Schulmeisters mit dem Oberamtman von Wangen seine Karriere riskierte und wie später sein Eifer in Bern von Kollegen gehemmt wurde. Aber wir wissen auch, wie sich der Pfarrer von Lützelflüh der Schule annahm und wie das Erziehungsdepartement den eifrigen und überaus praktischen Mann heranzog. Er wurde Schulkommissär im Nebenamt, man übertrug ihm den Geschichtsunterricht bei Lehrerfortbildungskursen in Burgdorf; man hätte ihm auch den Religionsunterricht anvertraut, wenn er nicht die Kritik von Kollegen gefürchtet hätte. Aber jedesmal gab es früher oder später Streit: wegen der Kurse in Burgdorf Streit mit Fellenberg; wegen Lehrerlöhnen, Schulhausbauten und Lehrmitteln Streit mit Gemeinden, Lehrern und dem Erziehungsdepartement. Die Oberbehörde verwies dem eifrigen und furchtlosen Pfarrer, der auch Mitglied der großen Landschulkommission war, mehrmals seine Sprache, die voll Bosheit und Ironie steckte. Das Ende vom Lied war Absetzung als Schulkommissär und der Ruf eines Lehrerfeindes.

Aber Gotthelf benutzte die Entlastung, um mit noch größerer *Freiheit und Aufrichtigkeit* sein Wort zur *bernischen Schulpolitik* geltend zu machen.

II.

Doch Erziehung ist nicht Schule! «Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland!» Die Familie ist die *Grundzelle aller Gemeinschaft*. Entgegen einem oberflächlichen Individualismus zeigt Gotthelf hundertfach, wie das Erste und Entscheidende nicht der Einzelne ist, sondern das Haus, in das das Kind hineingeboren wird. Die Erzieher sind da, bevor das Kind da ist und seiner selber bewußt wird.

Unermüdlich schildert Gotthelf, wie mit dem Kinde in den Eltern eine *selbstlose Liebe* geboren wird, die sich des Kindes annimmt. Das kann er nicht genug preisen. Man muß hier erinnern an die schöne Stelle im «Schulmeister», wo die Eltern mit dem Stamme verglichen werden, an dem sich das Kind wie Efeu emporrankt. Erziehung beginnt darum mit dem wunderbaren Werden des Muttergefühls und des Vaterstolzes. Sie gilt es zu pflegen; und ihrer nicht zu achten ist ein Verbrechen am Kind und an der Gemeinschaft.

Wie einfach und natürlich das geschieht, zeigt Gotthelf einmal drastisch, wenn er erzählt, wie Jakobli Jowäger «auftaut und die Bschüttlöcher größer gemacht werden». — Vor der Geburt des zweiten Kindes nämlich fängt der schweigsame junge Vater an, hie

und da zu einer Sache ein Wort zu reden. Man meint erst, die junge Frau stecke dahinter. Aber nein!

«Es erwachte in ihm das Gefühl, Vater zu sein, Schirm und Schutz seiner Kinder werden zu sollen.» «Es erwacht das Gefühl der Vaterwürde, und daß durch ihre Hand Gott Haus und Kinder regieren will; erwacht das Verlangen, vor ihnen zu wandeln, daß sie den Vater ehren müssen und schauen mit Ehrfurcht auf seinen Wandel; daß sie das nicht können . . ., wenn er nichts ist, wenn er ein Tölpel ist, das fühlt er wohl, aus diesem heiligen Herde erhebt eine heilige Flamme sich, die nicht zornig aufschlägt, nicht düster glimmt, sondern stetig und allmählig Wärme durch die Glieder gießt und ein bestimmtes Leben in jedes Handeln bringt.»



Ähnlich, aber wenn möglich noch naturhafter ist das Erwachen der *Mütterlichkeit* beim Weibe zur Mutterschaft. Gotthelf nennt es wunderbar, wie die Mutterliebe sich zum bedürftigen Kinde neigt und es schützend umfängt.

«Gebt dem Kinde eine Mutterhand, in die sein tastend Händchen sich lege; einer Mutter Arm, der es vom Boden hebt; einer Mutter Auge, das es vom Boden zieht zu sich hinauf, und seht nun, wie das Kind sich aufrichtet auf seine Füßchen, an der Mutter empor sich schlingt; seht, wie sein Auge sich aufschlägt, das Mutterauge sucht, den Himmel findet, und wie unter goldenen Locken hervor das Engelchen zu lächeln beginnt.»

Gotthelf ist Dichter genug, um das Unreflektierte, Naturhafte an diesem Werden ergreifend schön zu finden und es auch dort, wo Mann und Weib diesem zunächst sinnlichen und naturhaften Zug und Zwang folgen, zu preisen. Das Sittliche gerade bei den herrlichen Frauengestalten und Müttern verbindet sich einfach mit dem Natürlichen, fügenlos gehen Natur und Geist ineinander über. Selbst dort, wo eine entartete Mutter durch ihren Rausch den Tod eines Kindes verursacht hat und nun in Verzweiflung mit dem Kinde den Tod in den Flammen findet, anerkennt er noch in der Entstellung den hohen mütterlichen Trieb.

Aber «bange muß es denn doch in der Brust werden, in welcher das Bewußtsein aufgeht, daß junge Seelen an ihre Füße sich klammern, in ihr ihre Himmelsleiter suchen . . . Wie hoch hebe ich mich und wie fest stehe ich? . . . Welches ist der Stamm, der mir Stütze, Halt und Richtung gibt?»

So liegt eben in der natürlichen Anlage der Hinweis zur religiösen Begründung der Erziehung; das Hören auf die natürliche Liebesstimme läßt von selber die sittliche Verantwortung des Erziehers entstehen. Bei Jakob, dem Handwerkergehilfen, beginnt die

Umkehr aus wüstem Leben mit dem Augenblick, da er erkennt, wieviel einer entbehrt, der keine Kinder hat, und wie groß der Gewinn ist, wenn einer sich mühen kann um ein Kind.

Gotthelf hat Pestalozzis Gertrud eine ganze Reihe von herrlichen Schwestern an die Seite gestellt, die, von der Mutterliebe geleitet, ihren Weg als *Erzieherinnen* finden. Aber er zeichnet neben diesen leuchtenden Gestalten (Meyeli, Mädeli, Vreneli, Änneli) selten den ebenbürtigen Mann. Peter Käser, der Berufserzieher, verdankt bei seiner Treuherzigkeit und bei wachsendem gutem Willen doch Wesentliches dem Einfluß Mädelis. Meyeli Lieblich vermag wohl den rührenden Jakobeli aus der Abhängigkeit von Anne Bäbi zu erwecken — aber freilich geschieht das sozusagen unabsichtlich —; doch wird Meyeli gerade als Erzieherin nicht durch den stillen Jakobeli gestützt, sondern weit mehr durch den Einfluß vom Pfarrhaus her. — Vreneli erzieht nicht bloß die Kinder, sondern auch den Uli, mit dem es Mühe genug hat. — Auch Liebiwil lebt weit mehr durch die reine Liebe der Mutter als durch das langsame und eher unbedeutende Wesen des Vaters Christen.

Immerhin: Der Bodenbauer ist seiner Aufgabe als Erzieher Ulis gewachsen, wie er auch seine Frau für die Verantwortung den Diensten gegenüber zu gewinnen weiß; und in einem Anknüpfen im «Zeitgeist» schildert Gotthelf das Muster eines Vaters seines Hauses und seiner Gemeinde.

Aber dann schildert Gotthelf eben darum, weil Erziehung sein innerstes Anliegen ist, immer neu die Verwahrlosung äußerer und innerer Art als Folge mangelhafter und verkehrter Erziehung. Schon bei Mias, den freilich ein guter Stern wieder zu Menschen führt, die für ihn Verantwortung spüren; Peter Käser, der immer dann, wenn eigene und fremde Schuld ihn ins Verderben ziehen will, den treuen Menschen findet, der ihm zurechthilft, vor allem eben Mädeli; dann Uli, der mißtrauische, auf Abwegen sich herumtreibende, dem ebenso ein guter Meister zurechthilft, dem nachher in der Base, besonders in Vreneli helfende Liebe begegnet.

Aber zahlreich sind die, die keine liebende Hand finden oder sie nicht ergreifen und die nun wie die «Fünf Mädchen» elend verderben. Ein schreckhaftes Beispiel von Verwahrlosung in reiner Haltlosigkeit ist die Gnepfwirtin; sie schiebt die natürlichen Mutterpflichten beiseite; sie läßt sich nicht retten durch die Kinder, die ihr anvertraut sind; und so bricht das Verhängnis unabwendbar über sie herein und über den Teil der Kinder, die in ihrem Sturze nicht aufgehalten werden durch die Liebe des alten Göttis und seiner guten Frau.

Peter Rosegger sagt einmal, er habe im Grunde keine schlechte Erziehung genossen, sondern gar keine. Dasselbe kann man seltsamerweise von einer Reihe von Lieblingen Gotthelfs sagen: Etwa von Micheli vom Knubelhof, von Felix, dem Sohn des Ammanns. Aber so nimmt auch Jakobeli in angeborener Gutartigkeit nicht Schaden an seiner Seele, wenn ihn Anne Bäbi nach Noten verzieht, Mädi ihn verwöhnt und der Vater Hansli immer wieder im Vertrauen lebt, der Bub werde seinen Weg schon finden, wenn ihm der Verstand einmal komme.

III.

Wir verweilten lange beim *Erzieher*. — Das hängt aber mit der Tatsache zusammen, daß Gotthelf das *ganze Leben* als *eine Erziehung* betrachtet; auch des *Erziehers Erziehung hört nie auf*. Die alte Base auf der Glungge sagt einmal, das Leben sei nicht dafür da, daß man das Eier- und Ankengeld zähle, sondern daß man Tag für Tag bedenke, ob man zugenommen habe an seiner Seele. Werner Günther sah richtig, daß der Gedanke der Heiligung des Menschen Gotthelfs Werk von Anfang bis zum Ende durchzieht. Dieser großen Aufgabe wird auch alles, was Erziehung genannt zu werden verdient, eingeordnet.

Darum ist für Gotthelf alle menschliche Erziehung ein *Helfen*, daß der Mensch vom ersten bis zum letzten Lebensstage hineinwachse in die große *göttliche Erziehung*. Er soll aufnehmen lernen «den Kampf mit dem eigenen Herzen, den Kampf des neuen Menschen

mit dem alten Menschen, den Kampf des Geistes mit der Materie». Dabei erweist es sich stets neu, daß der «alte Mensch der Zwillingsbruder der Welt draußen» ist; «je mehr derselbe der Schwester abgewinnt, desto üppiger schwillt er auf, desto üppiger schwillt die Welt drinnen, desto grausiger ihre Tyrannei über die arme Seele». In diesem Kampf «soll eben der Himmel gewonnen werden ins Herz hinein, daß die Welt nicht Platz habe darin, daß man sie hat, als hätte man sie nicht, sie genießt, als genösse man sie nicht, übrig haben davon und Mangel leiden kann daran, und beides unbeschwert».

Dabei ist aber *Liebe* für Gotthelf das A und O der Erziehung. Die berühmte Auseinandersetzung mit Fellenberg gipfelt darum in dem Vorwurf, es fehle diesem gewaltigen Organisator und Anstaltsgründer von Hofwil an dem, was Pestalozzi zum Erzieher machte, an der Liebe. Aber die Liebe, die auf das ewige Ziel der Heiligung schaut, darf nicht mit Sentimentalität und schwächlicher Nachgiebigkeit verwechselt werden. Wenn auch bei Gotthelf gelegentlich verwöhnte Kinder den rechten Weg finden, so eben darum, weil Gott sie zeitig in seine harte Zucht nimmt.

Die Buben, die Gotthelf in Trachselwald erziehen half, mußten arbeiten, ja selbst Entbehrungen auf sich nehmen. Man muß — so sagte Gotthelf — die Kinder, die früh genug an die Bise gestellt werden, nicht in Watte einwickeln, sondern, freilich mit Verstand, an die Härte des Lebens gewöhnen. Sicher würde manches, was er in seiner «Armennot» über die Erziehung seiner Buben erzählt, heute von der Öffentlichkeit schwer gerügt.¹ Dennoch proklamierte Gotthelf gerade in dieser Schrift Grundsätze, die auch heute der Beachtung wert sind.

Denn auch hier ist Liebe weit mehr als alles, womit menschlicherweise Pädagogen ausgerüstet sein sollen: Verstandesbildung, Wissen, berufliche Kenntnisse aller Art. Das alles ersetzt nicht die Liebe, wie sie etwa von einer Großmutter dem Kinde entgegengebracht wird und die sich in warmer Freundlichkeit und mit schönen Geschichten und gütigen Worten äußert. «Liebe wird für das Kind, was im Frühling den Blumen der Tau.»

Diese Liebe hilft schließlich dem jungen Menschen beim Einen und Schwersten, was es gibt: *Sich selber zu überwinden und sich dienen! hinstellen auf den Weg, der seinem Stand und seinen Fähigkeiten angemessen ist.*

IV.

Der sichtbare Erfolg guter Erziehung ist bei Gotthelf schließlich die rechte *Eingliederung* an den einem jeden gemäßen Platz in der Welt.

Der wackere und gescheite Benz auf der Ankenballe wundert sich über seinen auf Abwege geratenen Freund Hans auf dem Hunghafen: er verstehe nicht, was Hans eigentlich wolle, wenn er sich in Gesellschaft mit Leuten begeben, die ihn von seiner Familie und von seinem Stand in bodenloses Großtun hineinzögen. Etwas Größeres und Besseres als Bauer sein und bleiben könne Hans doch nicht. Das sagt Benz nicht etwa aus bäuerlichem Hochmut und weil er andere Stände mißachtet, sondern weil ein jeder nicht alles sein kann, aber jeder in seinem Stand und in der Pflege seiner Eigenart das Höchste findet. Darum muß auch der junge Hans, vom Vater recht eigentlich verzogen und auf falsche Geleise verführt, gnadenlos in seinem Großtun bei ihm unangemessenen Gesellschaftskreisen verderben.

Aber stets neu zeigt Gotthelf dort, wo die Erziehung rechte Wege geht, wie der junge Mensch gerade in der *Beschränkung* auf ein bestimmtes Feld sich entfaltet; so wird ein jeder das, was in ihm liegt. Wohl staunt Gotthelf über das Wunder, das in jedem Kinde verborgen ist, und wie auch Helden, Wohltäter, Große auf allen Gebieten, ja Jesus selber einst «numen es Chind» waren. Das sind zwar seltene Ausnahmen; doch auch von ihnen

¹ Wie schon damals berechtigte Kritik geübt wurde, zeigt Peter Diez in der «Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde» 1957, 1. Heft.

weiß Gotthelf, daß sie groß wurden, indem sie sich gehorsam und demütig in Schranken hineinfanden. Doch auch der Einfachste vermag auf solchem Wege das Höchste darzustellen, wozu ein jeder berufen ist.

Ein Beispiel solcher Führung zum Finden seines Ortes ist die reizvolle Geschichte vom «Besenbinder von Rychiswil». Hier erlangt ein Einfacher die Herrschaft über die Welt und den Genuß der Welt, bei dem die Seele doch frei bleibt.

«Glücklich möchten alle Menschen werden», beginnt die Novelle. «Wenn sie reich wären, würden sie auch glücklich sein, meinen die meisten, meinen, Glück und Geld verhielten sich wie die Kartoffelstaude, die Wurzel zur Pflanze. Wie irren sie sich gröblich, wie wenig verstehen sie sich auf *das Wesen des Menschen* und haben es doch täglich vor Augen.»

Da ist Hansli, armer Leute Kind, das den Vater früh verlor. Mutter und Bub «leben drum von Gott und guten Leuten, aber bö».

Doch nun findet Hansli seinen Erzieher in einem Bauern, der meint, der Bub wäre «groß und listig genug, etwas zu verdienen». Der Bauer lehrt den Buben Besen machen; er bringt ihm bei, daß seine Besen recht und währschaft sein müssen. Hansli ergreift die gebotene bescheidene Gelegenheit; er und seine Mutter kommen damit aus drückendster Armut heraus. Ja Hanslis Besenbinderei entwickelt sich, so daß er das Bedürfnis empfindet, zum Vertrieb seiner Besen einen Karren anzuschaffen. Doch das wehrt der Bauer. «Werde mir nicht einer von denen, welche meinen, was ihm durch den Kopf schießt, müsse angeschafft sein.» Mit offenem Maul und Augen stand Hansli da, als der Bauer ihm zumutete, selber einen Karren zu fertigen. Aber als rechter Erzieher steht ihm nun der Ältere bei. Er «bricht ihn», er zeigt ihm auch, wie er durch Beseneintauschen zum nötigen Holz und zu den Reifen kommt. Wenig oder nichts schenkt ihm der Bauer; aber er weiß wohl warum. Hansli muß sich seiner eigenen Kraft und seiner Fähigkeiten bewußt werden.

Das junge Besenmannli bringt wahrhaftig mit des Bauern Hilfe einen brauchbaren Karren zustande. Aber köstlich ist es, zu lesen, wie er ein persönliches Verhältnis gewinnt zu den Menschen, denen er seine Besen liefert, aber schließlich auch zu den Dingen, dem Karren und namentlich zu den Birken, von denen er das Besenreis schneidet.

Hansli begehrt nichts anderes zu sein als Besenbinder; und er will mehr und mehr recht sein, was er ist. So begegnet er denn mit seinem Karren und seinen Besen eines Tages auch dem Mädchen, das sich in seiner Einfachheit und Treue zu ihm schickt. Er kommt zu einer Frau, die mit ihm am gleichen Karren zieht. Gemeinsam aber kommen sie weiter zur Geiß, zur Kuh, ja zu Kindern.

«Sie wuchsen auf wie die Weiden am Bach. — Die Eltern hatten nicht Zeit, mit den Kindern Narretei zu treiben, aber die Kinder fühlten die Liebe der Eltern, sahen, daß sie mit ihnen zufrieden waren, wenn sie ihre Sache gut machten. Die Eltern beteten mit ihnen, und am Sonntag las der Vater sein Kapitel und erklärte, was er wußte, und deretwegen hatten die Kinder großen Respekt vor ihm, betrachteten ihn wirklich als Hausvater, der mit Gott rede, und wenn sie nicht gehorchten, es Gott sage und dem Heiland. Der wahre Respekt vor den Eltern hängt ganz bestimmt vom Verhältnis der Eltern zu Gott ab, wie es die Kinder wahrnehmen können. Wenn das nur alle Eltern bedächten...»

Es ist des Dichters Recht, den Gestalten, die er ins Leben ruft, wie Gott Lohn und Segen zuteil werden zu lassen. So beschenkt denn Gotthelf zuletzt den Hansli noch mit einem Erbe, das ihn zum wohlhabenden Manne macht. Aber das Wohlsein verdirbt ihn nicht; Hansli erträgt es, weil er durch Armsein und Einfachheit erzogen worden ist; und so erzieht er auch seine Kinder. Freilich betont Gotthelf, daß sie sich nicht sofort fest und sicher auf dem neuen Boden bewegt hätten — «es braucht Generationen, um in einen neuen Stand hineinzuleben».

Es ließe sich wohl die These vertreten, Erziehung sei bei Gotthelf immer wieder Hilfe zu solcher Integration, solchem Hineinfinden auf den einem jeden angemessenen



Ort mit seiner Aufgabe. Der Mensch soll von Jugend an und zu allen Lebenszeiten seinen Platz auf Erden finden; dazu ist der *verantwortliche Erzieher behilflich*; und immer so lange, bis er den zu Erziehenden (wie der Bodenbauer den Uli) auf eigene Füße stellen kann oder ihn in eine neue Lehre entlassen soll. Aber der *rechte Lehrmeister*, der keinen aus der Lehre entläßt, ist *Gott* selber. Und so stehen Meister und Knecht in gleicher Weise unter Gottes Führung. Immer aber geht der Weg hinein in die Welt, die voller Aufgaben für alle ist, und hier entwickeln sich alle *Kräfte des Gemütes, des Verstandes, der Klugheit und Geschicklichkeit*; und dabei nähert sich der Mensch einem jenseits der sichtbaren Welt liegenden ewigen Ziele.

Doch auf allen Stadien des unendlichen Erziehungsweges kann dem Menschen *Vollendung* aufleuchten. Bei der reformierten Dynamik, die Gotthelfs erzieherischen Grundsätze von der Ewigkeit her durchwaltet, eignet ihm ein Zug echter mystischer Frömmigkeit. Darum wird er vor der Illusion bewahrt, als könnte das Heil durch pädagogische und methodische Handgriffe und Moden oder gar durch ein Anstaltsprogramm organisiert werden. Aber diese Frömmigkeit bewahrt ihn auch vor Müdigkeit und Resignation, weil er weiß, daß es sich in der Erziehung um ein stets neu aufbrechendes und nie zu Ende gehendes Problem der Verantwortung handelt. Schrittweise sind immer neue Lösungen möglich, und immer ist jede Lösung ein Sieg des Geistes über das Fleisch.

Von da her erhält die *Pädagogik Gotthelfs* ihren reformierten Ernst und ihre andauernde Dringlichkeit.

Er weiß dabei, daß die Kraft, die nie enttäuschen wird, die *Kraft der Liebe* ist. Das weiß er gerade als Pädagoge. Man wird ihm hundertfach nachweisen können, daß er auch aus andern Kräften heraus wirkte und sogar zu erziehen versuchte. Unbillig aber wäre es, von ihm zu fordern, was von keinem einzigen Menschen verlangt werden kann. Es sei uns genug, daß er sich immer neu zurückgefunden hat und uns als Erziehern den Trost gab: «Was kein Königswort vermag, das vermag die Liebe.»

Wir werden von der Gefahr, uns an diesem Wort bloß zu berauschen, bewahrt werden, wenn wir aus ihm die Aufforderung vernehmen zu einer *nie abbrechenden Revision unserer Pädagogik*. So ist es denn beides: eine Mahnung zur Buße, aber auch die große Verheißung für den Erzieher — nicht allein für den, der in der Schulstube wirkt — sondern für uns alle.